

Haben Sie schon gehört... dass der Nutzungsdruck auf prominente Plätze in Bern stetig wächst und Bern vielleicht zum Europapark mutiert? Dass im Westen die Zukunft von Bern liegt? Dass sich auf dem Helvetiaplatz schon seit Längerem ein Elefant ausbreitet? Dass einst ein Mann auf dem Bahnhofplatz am helllichten Tag mit Pickel und Hammer ein Loch gegraben hat? Dass in Bern und anderswo Menschen nicht darauf warten, dass sich etwas verändert oder etwas bewilligt wird, sondern die Stadt selber in die Hand nehmen und auf eigene Faust gestalten? Dass es in Genua authentische Ecken und Orte gibt, wo man die Stadt so erleben kann, wie sie lebt und lebt? Was hat die Hafenstadt Genua mit Bern zu tun?

Lesen Sie die frisch gedruckte Ausgabe von *Feuille publique*. Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre!
Noëmi Lerch, Patric Marino, Andrea Portmann, Selina Reber, Niklaus Wenger

FEUILLE PUBLIQUE

Feuille publique #1 / September 2015

Entstanden sind die hier collagierten Beiträge anlässlich der ersten drei *Cafés publics*. Die Gesprächsreihe *Café public* macht 2015 insgesamt sechsmal an unterschiedlichen Orten in Bern von sich reden. Mit eingeladenen Gästen und dem Publikum wurden und werden anhand ausgewählter Themen der öffentliche Raum der Stadt Bern und die Rolle der Kunst im Zusammenhang von Stadtplanung, -entwicklung, Gestaltung und Architektur

diskutiert. Die ersten drei Veranstaltungen fanden in der Grossen Halle auf der Schützenmatte, in den zwischen-genutzten Räumen der Genossenschaft Warmbächli und in einem Vereinslokal am Egelsee statt. Die Beiträge stammen von Patric Marino und Noëmi Lerch vom Literaturbüro Olten, sowie von Fredi Lerch, der sämtliche *Cafés* journalistisch auf Journal B begleitet. Die Künstlerin Selina Reber hat das Geschehen jeweils zeichnend verfolgt.

Weitere Texte sind vom Stadtforscher Daniel Blumer, der am ersten *Café public* als Diskussionsgast zugegen war, und von der Sozionautin Miko Hucko, die beim zweiten *Café* mit dabei war.

Verpassen Sie nicht die letzten zwei *Cafés publics* vom 25. Oktober und 29. November und diskutieren Sie mit! Weitere Informationen auf www.lebruitquicourt.ch

Hände über der Stadt

Der Bundesplatz war sein Leben lang ein Parkplatz. Sein Wert war unbestritten, er bot Parkfläche an zentraler Lage, für Menschen aus der Stadt und vom Land, er stand allen Autofahrern offen und war für 50 Rappen eine Stunde lang erschwinglich. Einzig für Empfänger und Demonstrationen wurden die Autos weggeräumt, und der Parkplatz wurde zum Staatsplatz.

Könige und Kaiser fuhren in Kutschen über die Parkfelder, Bauern wurden an Demonstrationen gegen Parkschilder gedrückt und in Pfeilrichtung getrieben. Bundesräte parkierten vor dem Bundeshaus, sie bekamen Parkbussen, und auch ihnen wurden mal die Scheibenwischer gestohlen. Der Parkplatz war ein Sinnbild der Demokratie und folgte bereits dem Geist der Mediterranisierung, denn auch in Rom oder Madrid waren zentrale Plätze Parkplätze. Seit gut zehn Jahren ist der Bundesplatz kein Parkplatz mehr, sondern ein leerer Platz, ein öffentlicher Raum.

Plötzlich wollen alle darauf und dürfen nicht mehr, denn der kommerzielle Nutzungsdruck auf öffentliche Plätze und Freiräume steigt, so die These des ersten *Café public* zu diesem Thema. Dabei fällt auf, dass vor allem prominente Plätze und zentrale Räume der Innenstadt Berns in Besitz genommen werden. Einige erachten die zunehmende Eventisierung als produktiv, andere warnen vor Übernutzung und sehen den öffentlichen Raum gefährdet. «Mutiert Bern unter Ihrer Führung langsam zum Europapark, Herr Tschäppät?», fragt die Moderatorin Sandra Künzi ihren Gast, den Stadtpräsidenten.

Öffentliche Hände (und private)

Die Autos fahren Runden um den Platz und erregen sogleich Verdacht. Die Bauern demonstrieren nicht gegen den Milchpreis, sondern feiern Sichte und verkaufen Gemüse auf dem Bundesplatz. Beim Beachvolley darf man zuschauen, aber nicht mitspielen. Kinder rennen nackt durchs Wasserspiel. Die Lichtshow scheucht Fledermäuse auf, die im Bundeshaus einen der wichtigsten Brutplätze Europas haben. Und eigentlich hätte auch das erste *Café public* auf dem Bundesplatz stattfinden sollen.

Das Nutzungskonzept des Bundesplatzes passt in keinen Hosensack. Es sieht eine Unterscheidung zwischen politischen und unpolitischen, kommerziellen und nicht kommerziellen Anlässen vor und macht sie trotzdem nicht. «Die Nutzungskonzepte sind relativ interpretationsbedürftig», sagt Alexander Tschäppät. «Wir haben gesagt nicht kommerziell, aber eigentlich ist alles irgendwie kommerziell.» Ein Kilo Äpfel kostet 3.60 Franken, die Rüebl 2.30 und die Setzlinge 50 Rappen pro Stück. «Der Märit ist der kommerziellste Anlass auf dem Bundesplatz», sagt Tschäppät weiter.

Während der Miss-Schweiz-Wahl konnte man nichts kaufen, nicht einmal Tickets, und doch wurde die Veranstaltung als kommerziell angegriffen. Man fordert, dass der Platz seine ursprüngliche Funktion wieder bekommt. Die Gäste der Miss-Schweiz-Wahl fuhren in grossen Autos vor, der Bundesplatz war wieder Parkplatz. Man verlangt, dass man den Platz überqueren kann, geht rundherum und wirft Vorwürfe und Orangen gegen den gläsernen Dom.

«Es gibt den kritischen Moment, in dem der öffentliche Raum privatisiert wird», erklärt Fritz Schär, Architekt und Mitglied der Kommission Kunst im öffentlichen Raum Bern. Der Stadtforscher Daniel Blumer führt aus:

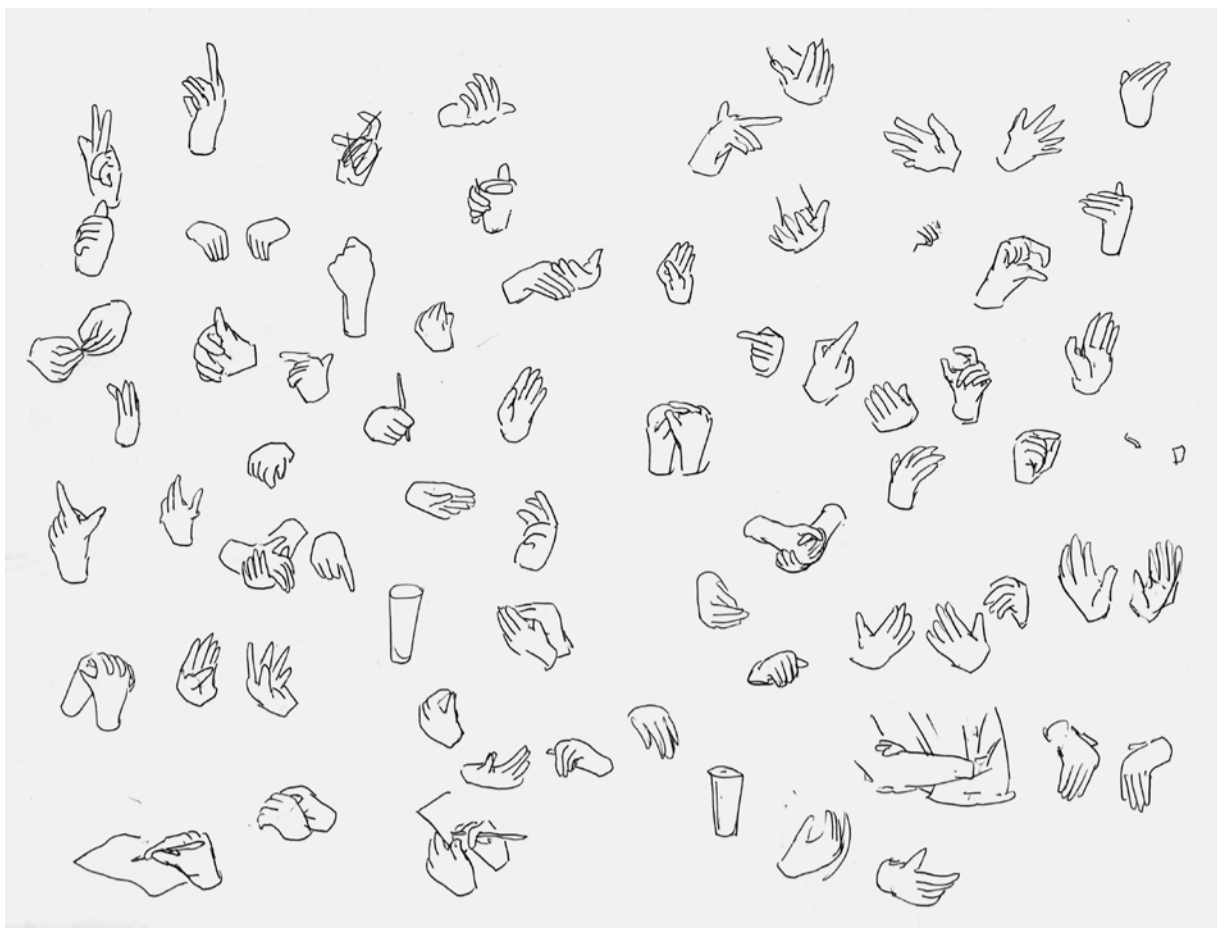
«Der öffentliche Raum hat einen Wert. Einen Gebrauchswert und einen Tauschwert. Der Bereich dazwischen ist fließend, aber zugespitzt gesagt: Ersteren muss man sich leisten wollen – was dann vielen zugute kommt. Aber Raum lässt sich auch in Wert setzen, tauschen, indem Nutzungsrechte, Gestaltungsrechte, Informationshoheit, letztlich das Recht auf Stadt abgegeben und gegen Geld eingetauscht wird – was dann einzelnen zugute kommt.»

Fritz Schär sagt weiter: «Aufgrund der Erfahrungen mit vergangenen Anlässen muss man die Kriterien zur Nutzung der Plätze festlegen oder die bestehenden überprüfen. Das können wir aber nicht machen, indem wir für oder gegen etwas sind, sondern wir müssen uns den Inhalten bewusst werden. Dabei wird uns die Diskussion über kommerzielle oder nicht kommerzielle Nutzung nicht weiterbringen, denn öffentlicher Raum ist kommerziell. Kommerziell, gemeinschaftlich und politisch ist der öffentliche Raum immer gewesen. Wir müssen schauen, ab wann es nicht mehr öffentlicher Raum ist.»

Sollbruchstellen

Die Devise lautet, öffentliche Räume freizuhalten, doch stellt sich bei leer stehenden Plätzen das Gefühl ein, dass etwas fehlt und die Leere bespielt werden muss. Auf jedem Platz wird rausgestuhlt, angebaut und erweitert. Alexander Tschäppät sagt: «Wir müssen die Diskussion führen, wie wir die Plätze teilweise freihalten können. Den ich kann Ihnen sagen, im Bereich Nachtleben, im Bereich Bestuhlung, ganz allgemein ist ein unglaublicher Druck vorhanden, die Plätze in Beschlag zu nehmen.»

Wenn Lauben und Gassen belegt sind, sollten sich die Ideen vor allem um die Nutzung der öffentlichen Plätze und insbesondere der Ausgestaltung deren



Öffentliche Hände (und private)

Ränder kümmern. Beim Bundesplatz wurde dank der Entrümpelung – Autos weg, Fläche frei und Wasser drauf – das Wichtigste gemacht. Nur bei der am Tauschwert orientierten Bewirtschaftung stellt sich die Stadt Bern manchmal selbst ein Bein. Ein Potential – Gebrauchswertpotential! – liegt beim Waisenhausplatz bzw. dem Waisenhaus selbst. Nicht den Platz überdecken, sondern die Nutzung ab hier neu denken. Das heisst, den Waisenhausplatz nicht als Abschluss wahrzunehmen, sondern als Bindeglied einer Abfolge öffentlicher Plätze und öffentlichkeitswirksamer Bereiche, die sich entlang des Progr und des Kunstmuseums bis zur Schützenmatte und der Reitschule fortsetzen. Dazu müsste natürlich auch der Polizeistützpunkt im Waisenhaus weichen. Hier sollte vielmehr das viel begehrte Stadthaus – oder wenigstens Teile davon, wozu notabene auch eine Polizeiwache wie im Bahnhof gehört – ihren Platz finden. Einem solchen Haus mit (freiwilligem) Publikumsverkehr so mitten im Zentrum käme wohl unwidersprochen ein höherer Gebrauchswert zu. Dann müsste man natürlich den Strassenraum neu gestalten und Mauern einreissen. Zum Beispiel jene Schutzmauer zum polizeilichen Fahrzeugpark hin, was mit dessen Umnutzung einhergeht, für Menschen statt Maschinen. Dadurch entsteht ein offener Raum, gar Durchblicke zum Aarehang, als Gegenstück zur offenen Fensterfront des Progr. (Dürfte hier sogar der so unruhlich verschiedene Paul Klee Platz seine Auferstehung feiern, mitten in der Stadt statt irgendwo im Grünen?) Was so entstehen kann, ist eine Abfolge von Plätzen, vom Bundeshaus bis zur Schützenmatte. Sie verfügen über unterschiedlichste Qualitäten, nehmen verschiedene Rollen ein. Aber eines muss für alle Plätze gelten: Ihre Nutzung, Aneignung, das Bespielen und Gestalten orientieren sich am Gebrauchswert.

Patric Marino / Daniel Blumer

Dieser Artikel ist eine Collage aus Gesprächsteilen, Berichten und persönlichen Interpretationen des *Café public #1*, das am Sonntag, 22. Februar 2015, in der Grossen Halle auf der Schützenmatte stattfand. Am Gespräch beteiligt waren Alexander Tschäppät, Berner Stadtpräsident; Daniel Blumer, Stadtforscher; Fritz Schär, Architekt; Sandra Künzi, Moderation

«Warum Genua?»

«Warum Genua?» Diese Frage hörte ich in den letzten Wochen oft, wenn ich von meinem Aufenthalt in Genua erzählte. Für viele Schweizer ist Genua eine Hafenstadt, die sie umfahren oder wo sie die Fähre nach Korsika nehmen. In beiden Fällen sehen sie den Hafen, die Strassen und Schienen, Frachtschiffe und Fabriken, besuchen die Hafenstadt aber nicht. Umso überraschter waren die Fragenden und Zweifler, sobald sie Genua kennenlernten. Die Hafenstadt hat sich in den letzten 25 Jahren stark verändert, der öffentliche Raum wurde neu erschlossen und den Einheimischen zurückgegeben. Von diesen Anstrengungen und Veränderungen berichte ich in meinem Gastbeitrag aus Genua.

Genua ist Genua, die Hafenstadt geblieben. Der Industriehafen ist der zweitgrösste im Mittelmeer, die Molen erstrecken sich über Kilometer entlang der Küste, jeden Tag laufen Fähren aus und Kreuzfahrtschiffe ein. Die Stadt ist durch den Hafen geprägt, doch bis vor zwei Jahrzehnten gab es keinen Zutritt zum Hafengelände. Erst 1992, zur Feier des Kolumbusjahres, wurde der stillgelegte Porto Antico im Stadtzentrum für Besucher wieder zugänglich gemacht. Aus alten Hafenkränen wurden Panoramalifte, in den Baumwollspeichern entstanden Kinos und Restaurants und das bis anhin grösste Aquarium. Doch die erhofften Touristen blieben aus. Dafür begannen die Genuesen, den Porto Antico zu besuchen, und die Attraktionen, welche für Touristen gedacht waren, erweckten das Interesse der einheimischen Bevölkerung.

Viele Charakteristiken des Stadtraums sprechen nicht Touristen an, sondern vor allem die Bewohner. Eine Gasse hinter dem Dom gibt es Gemüse- und Fischhändler, alte Bäckereien, Schuhmacher und Schreinereien, man hört fast nur Italienisch. Dies sind keine Läden für Touristen, sondern für die Menschen, die in der Altstadt wohnen. Zu den alteingesessenen Händlern sind einige moderne Bars und Gelaterie dazugekommen, der Gemüsehändler Marino heisst jetzt Sharika, doch Markenboutiquen und Souvenirläden sucht man im Hafenviertel vergeblich. Was für die Touristen der Kreuzfahrtschiffe im Vergleich zu anderen Destinationen ernüchternd sein muss, hat für die Einheimischen und für Besucher mit etwas mehr Zeit eine hohe Qualität, denn hier lässt sich die Stadt erleben, wie sie wirklich ist und war, man besucht kein Museum mit Shops.

Es stimmt nicht ganz, dass sich hier nichts gewandelt hat, die Veränderungen sind unsichtbar, aber wesentlich fürs Stadtbild. Bis vor wenigen Jahren fuhren Autos und Lastwagen durch die Prachtstrassen mit den Palästen und durch die schmalen Gassen der Altstadt, das Hafenviertel wurde von den Einheimischen gemieden und war als Gefahrenzone verrufen. Dank dem Kolumbusjahr, der Ernennung zur Europäischen Kulturhauptstadt 2004 und zum Weltkulturerbe und den dadurch generierten Geldern wurde die Innenstadt grösstenteils vom Verkehr befreit. Die einst von den Abgasen schwarzen Fassaden leuchten wieder farbig, und die vielen jungen und alten Menschen, die hier mit kleinen, langsamen Schritten spazieren, füllen die Strassen dankbar aus.

Der älteste Teil der Stadt, die Hafenviertel Maddalena und Prè, verlor durch die erwähnten Probleme einst seine Bewohner, Tausende von Häusern standen leer und verfielen. Einwanderer besetzten diese Häuser erst illegal und machten sie bewohnbar, bevor sie mit Erlaubnis ihre arabischen Bäckereien, Metzgereien und Friseursalons eröffneten. Noch

immer sind die engen Gassen auch tagsüber dunkel, doch durch die Wiederbelebung wurden Prostitution, Drogenhandel und Gewalt im Hafenviertel zurückgedrängt und kontrolliert. Heute begeht man diese Quartiere ohne Gefahr, auch Italiener und Touristen besuchen die Frittierbuden. Auf ähnliche Weise wurde das Quartier und die Hügel um S. Agostino wiederbelebt, durch die Versetzung der Architektur-Fakultät in alte, leerstehende Gebäude kehrte hier wieder Leben ein. Die jungen Menschen brachten Crêperien und trendige Läden mit, aufgrund der Lage bleiben die Preise jedoch tief, das Quartier ist wieder in die Stadt integriert.

Der Springbrunnen auf der Piazza de Ferrari wechselt jede Woche seine Farbe, für Proteste, den Wassertag oder das Radrennen. Die prächtige Via XX Settembre wurde vor der Ankunft des Giro d'Italia aufgerissen und einspurig frisch geteert. Der Hafen war während einer Yachtausstellung für die vielen Spaziergänger und afrikanischen Fussballakrobaten gesperrt. Natürlich gibt es auch in Genua unsinnige, eine Elite ansprechende Events und Aktionen. Die meisten Veränderungen in den letzten Jahren sprechen aber, ob gewollt oder nicht, die Einheimischen an. Zudem haben sie keine grundlegende Veränderung der Stadt bewirkt, sondern arbeiten mit der vorhandenen Substanz. Das Meer, der Hafen, die Schiffe bringen etwas Grobes und Geschäftiges, aber auch Einflüsse, Kulturen und Menschen aus der ganzen Welt in die Stadt. Dieser Charakterzug wurde in Genua nicht ausradiert, sondern dick nachgezogen.

Patric Marino

Ohne Bewilligung am helllichten Tag

«Keine Handlung ist spurlos. Zum Beispiel der Elefant auf dem Helvetiaplatz: Wenn ich von jetzt an dort vorbeigehe, werde ich diesen Elefanten immer sehen.» Ronny Hardliz, Architekt und Künstler

«Jede Aktion ist ein Angebot. Das Höchste der Kunst, auch von unsichtbaren Aktionen, ist es, Menschen zu neuen Wahrnehmungsmöglichkeiten einzuladen. Wenn das gelingt, ist das super. Ein Problem, das für mich zunehmend wichtig wird, ist jenes, dass Erinnerung als Spur einer Intervention verwirrt. Erinnerung geht vergessen und ist trügerisch. Die Präzision verliert sich. Und wenn man sich nicht präzise erinnert, beginnt man, sich auf lästige Art zu wiederholen. Um die Nuancen des Flüchtligen zu konservieren, plädiere ich für ein «Museum für ephemere Kunst.» Muda Mathis, Künstlerin

«Kunst muss sich in dem Sinne behaupten, dass man nicht davon ausgehen kann, dass der öffentliche Raum ein Freiraum ist. Der öffentliche Raum ist definiert, es gibt klare Regeln, nach denen man sich verhalten muss. Kreativität im Allgemeinen wie auch die Kunst sind Mittel zum Eingreifen in die eingeschlifenen Muster des öffentlichen Raums.» Miko Hucko, Performerin

Ein Sonntagmorgen Ende März. Es regnet. Durch die Strassen der Berner Altstadt strömen Regenschirme. Im Gedränge verzahnt sich mein Regenschirm, und ich bin eingereiht im Karussell. Ich galoppiere eine Weile mit den anderen. Kaufe mir einen Kaffee. Eine Zeitung. Eine Rose. Da bleiben die Regenschirme alle stehen, und ein Schatten schiebt sich den Hausfassaden entlang. Eine kleine Stimme ruft aufgeregt: «Der Elefant ist da! Der Elefant ist da!» Eine andere: «Ach, das ist doch nur ein Spiel.» Wieder eine andere, etwas müde: «Ja, Kunst halt.»

Doch da ruft eine schrill und frech: «Das will doch alles gar nichts heissen!»

Der Elefant verschwindet. Der Strom zieht weiter.

Eine junge Frau stellt sich mir in den Weg, mit roter Jacke und kurzen blonden Haaren. Sie ist nass vom Regen. Sie hat keinen Schirm. Sie sagt: «Kunst ist schon recht. Aber sobald etwas Kunst ist, nehmen es die Leute nicht mehr ernst. Ich bin Sozionautin, auf Mission für SoSA, die *Social Space Agency*. Wir wagen uns über die Grenze des akzeptierten sozialen Raumes hinaus. Beschäftigen uns mit den Opfern des Alltags. Opfer des Alltags, das sind nicht Personen, sondern Handlungen, die noch nicht eingebürgert wurden. So wie die NASA den Outer Space erforscht, erforschen wir den Social Space.» Ich denke: Warum nicht Sozionaut werden? «Gut», sagt die Frau. «Zuerst brauchst du aber einen anderen Filter, damit du die Stadt in einer anderen Dimension sehen kannst. Ein Filter kann auf verschiedene Arten eingesetzt werden. Er hilft uns, neue Bedürfnisse zu formulieren und unbekannt Wege einzuschlagen. Mit dem Filter beginnt sich die Stadt zu verändern. Du siehst die Stadt in zwanzig, in fünfzig, vielleicht in hundert Jahren. Erst jetzt kannst du erkennen, was dieser Stadt in der heutigen Realität noch fehlt.» «Ein mediterraner Garten oder Pferdetaxis», sage ich. Die Sozionautin runzelt die Stirn und sagt: «Ich spreche von der Zukunft, nicht von der Vergangenheit.»

Vom Bahnhof her kommen jetzt Klopferäusche. Wir folgen den Tauben, die beim ersten Schlag erschrocken aufgeflickert sind. Unweit der Rolltreppen entdecken wir einen Mann, der mit

Die Künstlerin Muda Mathis hat den Audio-Walk *Der Elefant ist da* co-kuratiert: Noch bis zum Oktober 2015 kann man sich in der Kunsthalle oder im Institut für Medienbildung einen Kopfhörer ausleihen und spazierend mit einem unterhaltenden Hörspiel im Ohr Neugestaltungen des Helvetiaplatzes vorzustellen versuchen, die zehn KünstlerInnen entworfen haben.

Angefragt worden sei sie «als ephemere Arbeitende», sagt Mathis. *Der Elefant ist da* sei ein Projekt, das gegen das mehr als hundertjährige Welttelegrafendenkmal «ephemere», also vergängliche Werke stelle. «Unsere Frage war: Kann man im städtischen Raum heute noch neue, grosse, repräsentative Skulpturen hinstellen? Oder soll Kunst nur noch auftauchend und verschwindend, erlebnis- und kommunikationsbezogen agieren und nichts mehr schaffen, was bleibt? Darauf versucht *Der Elefant ist da* zu antworten.»

Die Performerin Miko Hucko ist Mitglied des *Social Space Agency*-Kollektivs (SoSA), das den öffentlichen Raum gleichermassen als künstlerische und als soziale Baustelle versteht. «So wie die NASA mit ihren Astronauten den Weltraum erforscht, erforscht die SoSA als Sozionauten den sozialen Raum», sagt sie. «Unser Ziel ist es, neue Verhaltensweisen zu ermöglichen. In den Städten kann man in Geschäften und Restaurants konsumieren, und daneben gibt es den weniger definierten öffentlichen Raum, in dem noch etwas passieren kann. Allerdings verhalten sich die Leute auch dort zumeist in den vorgegebenen Bahnen, sozusagen als Opfer ihres Alltags.» Darum biete SoSA Techniken an, die es erlaubten, Wahrnehmungen zu machen, «die ausserhalb des Normalen» seien.

«Ich glaube man muss Probleme schaffen, die noch keine sind.» Miko Hucko, Performerin

«Auf dem Bahnhofplatz in Bern mit Pickel und Hammer in den Händen auf die Knie zu gehen und ein Loch zu graben, ist eine Grenzüberschreitung, doch auf der anderen Seite ist es auch etwas Bürgerliches, da man den Platz und öffentlichen Raum braucht. Man ist sozusagen in einer intimen Beziehung mit diesem Ort.» Ronny Hardliz, Architekt und Künstler

«Die Zukunft hat den Vorteil, dass man immer noch versuchen kann, etwas zu realisieren. Das macht die Fantasie spannend. Nehmen wir das Beispiel Autofrei und gehen davon aus, dass das Auto nie erfunden wurde. Wie würden unsere Strassen und Städte heute aussehen? Eine solche Frage kann zu interessanten Fantasien führen, die wiederum in eine Zukunft projiziert werden können.» Miko Hucko, Performerin

einem Pickel ein Loch in den Asphalt haut. Die Leute rundherum sind stehen geblieben, einer hält einen Schirm über den Mann, ein anderer fragt: «Ist das Kunst?» – «Ich mache ein Loch», sagt der Mann mit dem Pickel, «um es nachher wieder zu schliessen.» – «Sehr gut», sagt die Sozionautin.» Die Schwelle in dieser Stadt ist enorm hoch, um ohne Bewilligung Kunst im öffentlichen Raum zu machen. Dieser Mann hier hat Mut bewiesen, in einer Gesellschaft, wo man für alles eine Bewilligung braucht.» Der Mann richtet sich auf: «Ein Loch graben auf dem Bahnhofplatz heisst nicht nur ein Loch graben. Es heisst auch, dass man die Leute zum Stehenbleiben ermutigt. In diesem Fall ist der Verzicht auf eine Bewilligung Teil meines Projektes. In einem anderen Fall ist gerade das Einfordern einer Bewilligung wichtig. Auch der Dialog mit den Ämtern ist ein künstlerischer Akt.»

Unterdessen hat der Regen nachgelassen. Die Tauben spazieren auf dem Rand des Lochs, welches der Mann in den Asphalt gehauen hat. Eine sagt: «Ich erkenne diesen Mann. Er hat am Strand in Ostia Keramikscherben gesammelt, die das Meer angeschwemmt hat. Diese Scherben hat er zurück nach Rom gebracht und an einer Mauer ein Mosaik erschaffen.» Der Mann mit dem Pickel: »Zukunft muss nicht Utopie sein. Der utopische Körper ist da, er liegt vor unseren Füßen. Allerdings im zweiten Grad, als Maske, als Fantasie, als Gebäude. So kann man die eigene Utopie erträglich machen.» Die Sozionautin: «Zukunft ist aber nicht unbedingt positiv. Sie hat nur den Vorteil, dass man sie gestalten kann.»

Da rufen die Tauben: «Willkommen im monumentalen, poetischen, fantastischen, hintergründigen, subversiven und überraschenden Skulpturenpark! Willkommen! Willkommen!» Um die Ecke der Heiliggeistkirche verschwindet ein Schatten. Ein Sonntagabend Ende März. Der Regen ist der Dunkelheit gewichen, die Regenschirme stehen unter den Lauben und in den Treppenhäusern zum Trocknen. Die Tauben schlafen in ihren Taubenschlägen im Berner Münster, während der Mann mit dem Pickel das Loch im Asphalt wieder zu schliessen versucht. Und der Elefant, ich glaube, er ist noch immer auf freiem Fuss.

Die Reaktionen des Publikums seien unterschiedlich gewesen: «Zum einen Distanzierung im Sinn von «Aha, Kunst»; andererseits Empathie, die Einsicht, dass es zwischen öffentlichem Raum und individueller Person tatsächlich eine Verbindung gibt.» Natürlich habe er das Loch danach wieder zugeschüttet, wobei sich – das schreibt er auf seiner Homepage zum Projekt *Das Loch II* – «das Volumen des ausgehobenen Materials vergrössert und somit beim Füllen des Lochs ein kleiner Hügel entsteht», was zeige, «dass auch eine scheinbar sinnlose Handlung eine durchaus sichtbare Wirkung haben kann – was man auch als Metapher auf die Kunst interpretieren könnte.»

Der Fortgang der Diskussion zeigte: Sicher müsste dieses «Museum für ephemere Kunst» auch eine Abteilung für nicht realisierte Projekte haben – für all das, was in der Öffentlichkeit nicht einmal ephemere auftaucht. Denn immer mehr erschöpfe sich Kunstproduktion in Projektvorschlägen für Wettbewerbe. Und mehr als um die Realisierung von Werken gehe es unterdessen um die Arbeit am eigenen Profil. Auch Kunstschafter sind heute, heisst das, neoliberale Ich-AG's, die versuchen, im Spiel zu bleiben.

Noëmi Lerch, Fredi Lerch

Dieser Artikel ist eine Collage aus Gesprächsteilen, Berichten und persönlichen Interpretationen des *Café public #2*, das am Sonntag, 29. März 2015, in den Räumlichkeiten der Genossenschaft Warmbächli an der Güterstrasse 8 stattfand. Am Gespräch beteiligt waren Miko Hucko, Performerin und Aktivistin vom Kollektiv *Social Space Agency*; Muda Mathis, Künstlerin und Co-Kuratorin des fiktiven Skulpturenparks *Der Elefant ist da*; Ronny Hardliz, Architekt und Künstler; Isabel Zürcher, Kunsthistorikerin und Mitglied Kommission Kunst im öffentlichen Raum (Moderation)

BIS 11. OKTOBER 2015

DER ELEFANT IST DA

ZEHN IMAGINÄRE
SKULPTUREN
FÜR DEN
HELVETIAPLATZ
BERN

EIN HÖRSPAZIERGANG
VON MUDA MATHIS, SUS ZWICK
UND FRÄNZI MADÖRIN

WWW.DERELEFANTISTDA.CH

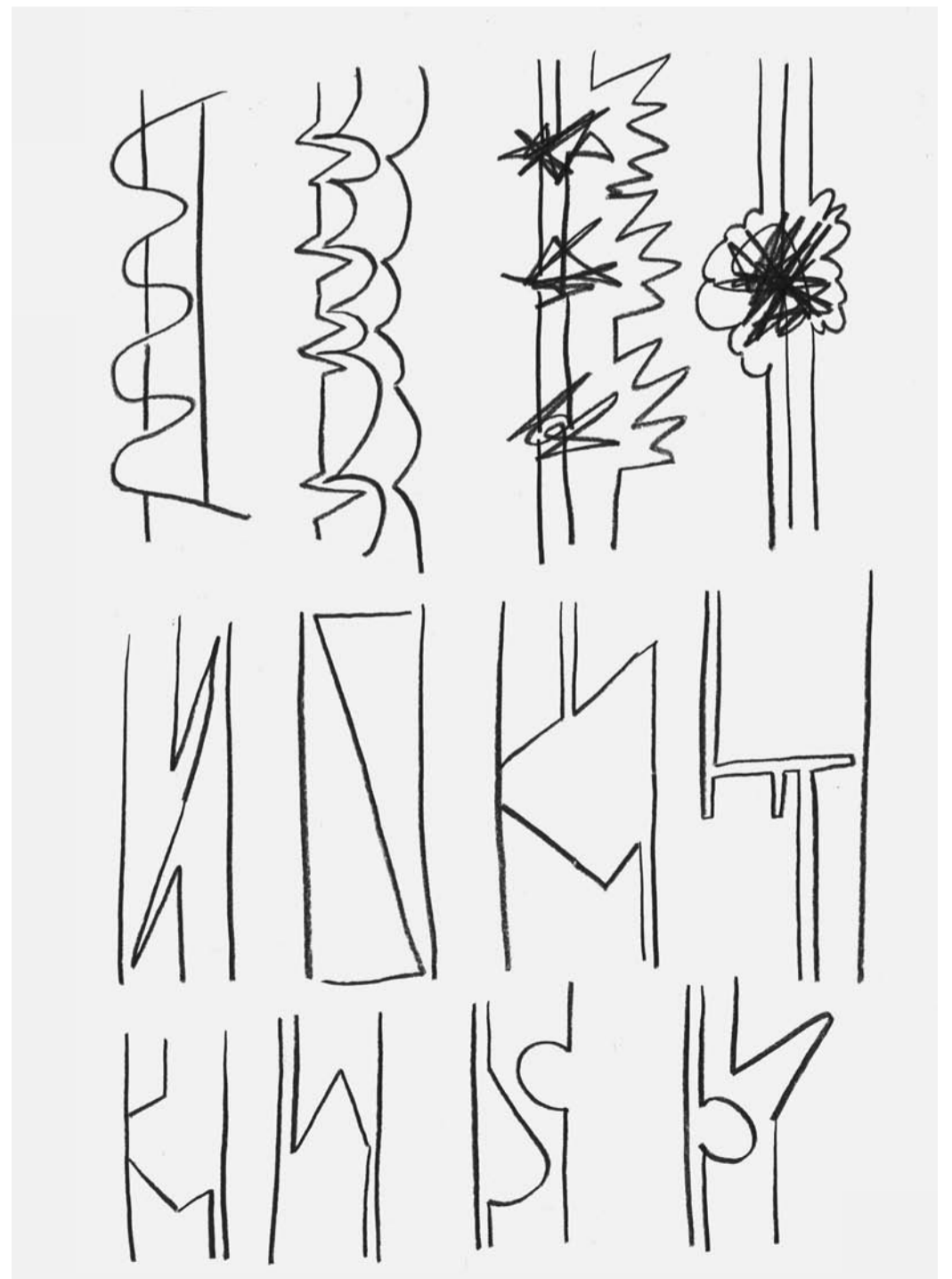
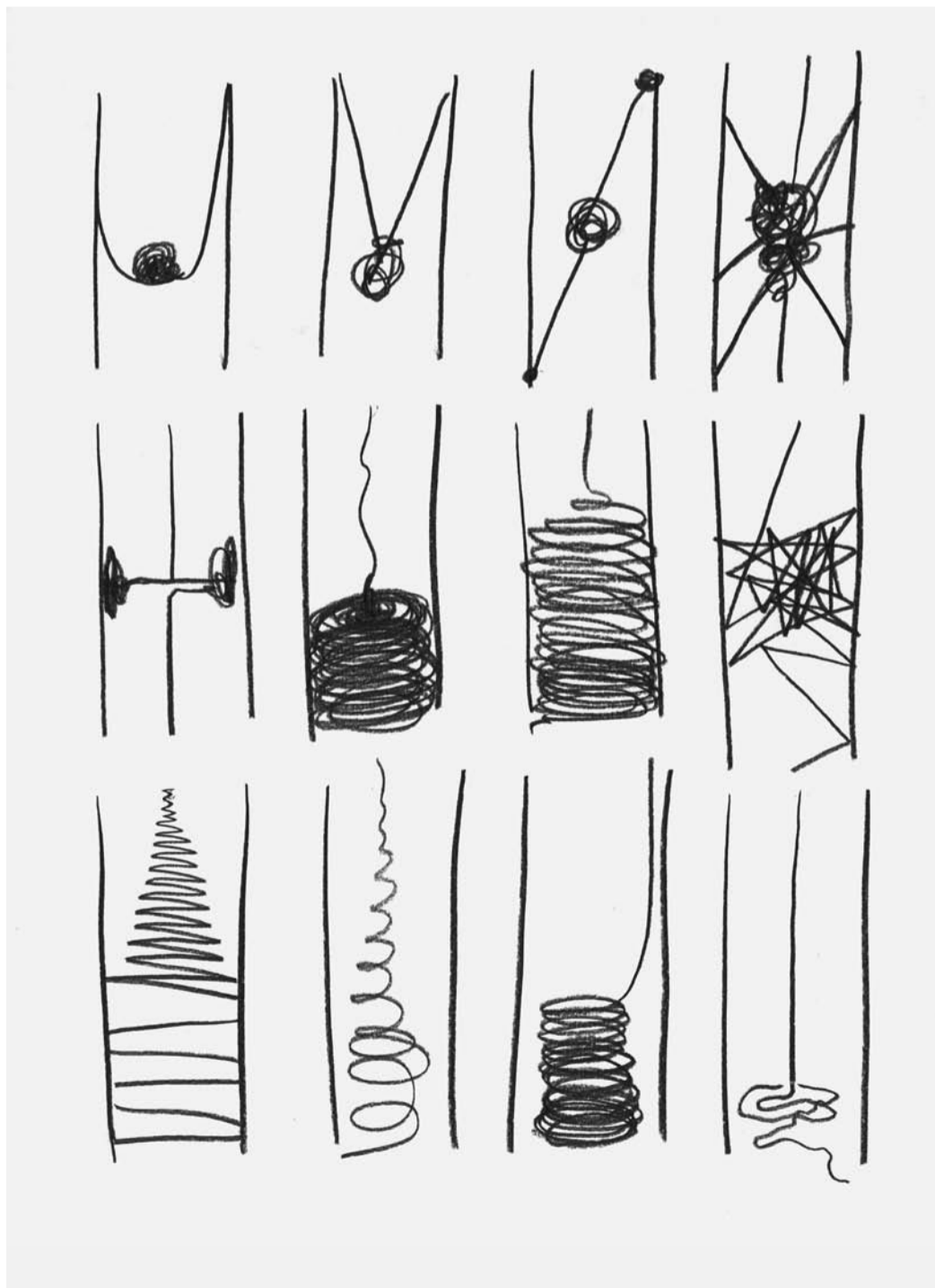
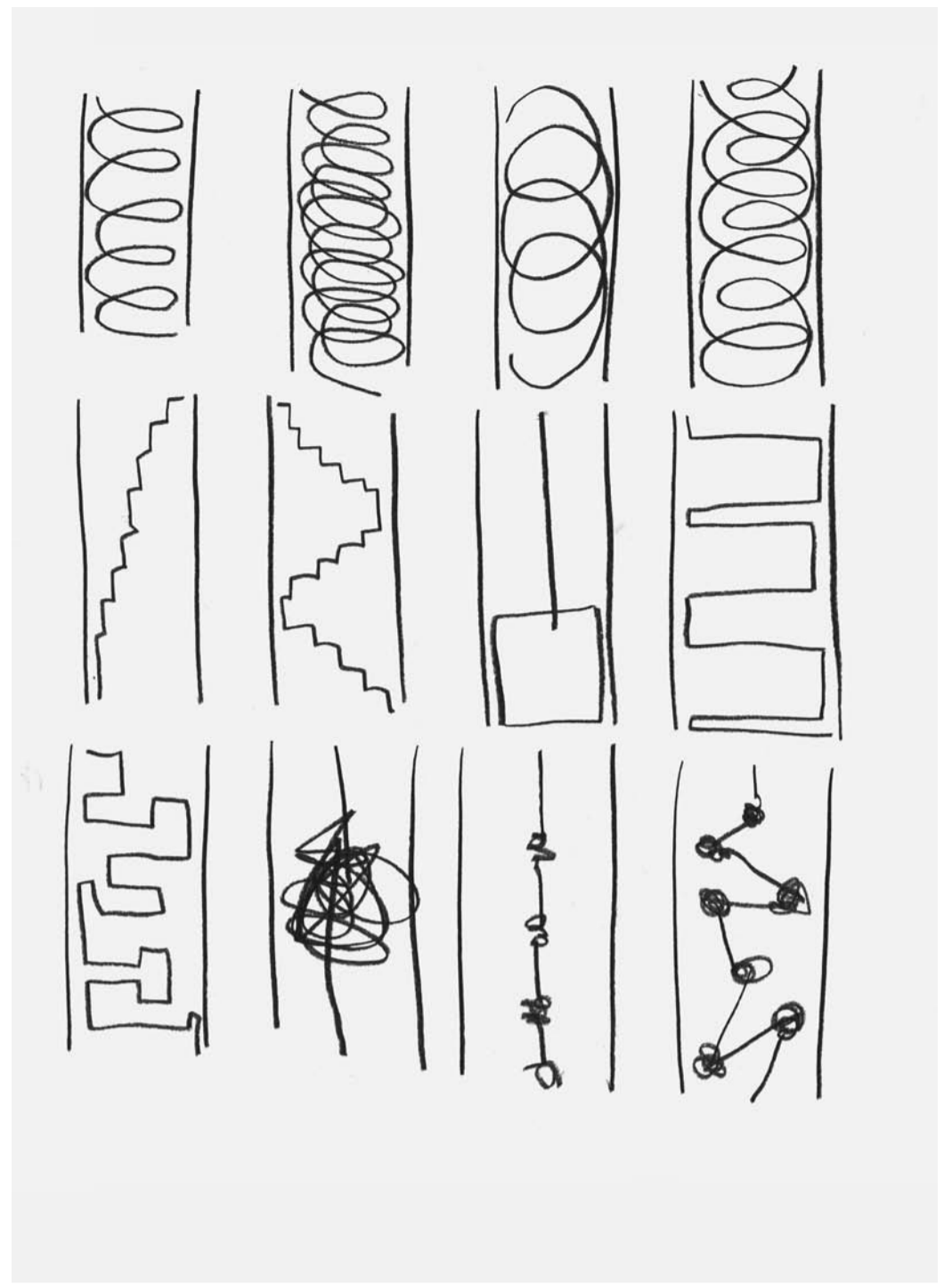
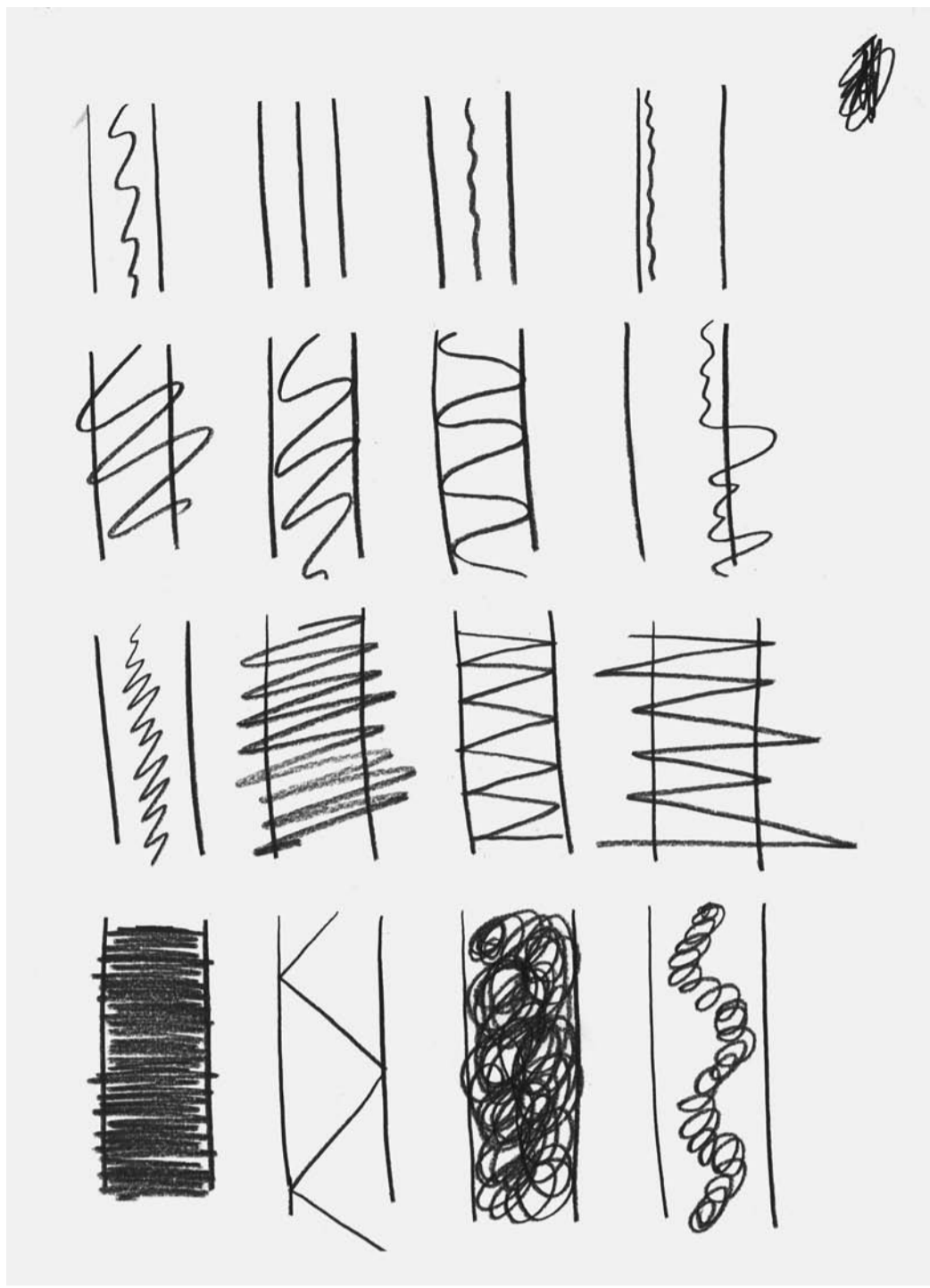


Kultur
Stadt Bern

Kunsthalle Bern

PHBern
Pädagogische Hochschule

**JEDES BESTEIGEN
DES SCHUTZ-
ZAUNS IST STRENG
VERBOTEN.**



Mîne Gedanke

Ein Kommentar von Fredi Lerch zum *Café public* #2

Im Vorschlag von Muda Mathis nach einem «Museum für ephemere Kunst» steckt auch der Anspruch auf die politisch erstrittene Raumnahme für ein solches Museum. Der Vorschlag blieb in dieser Diskussion der einzige Hinweis darauf, dass künstlerische Intervention im öffentlichen Raum auch etwas mit der materiellen Realität solcher Räume zu tun haben könnte.

Wenn Hardliz Erinnerung in den Köpfen von Einzelnen als Spur des ephemeren Kunstwerks für bedeutend erklärt, dann ist das erstaunlich idealistisch argumentiert und hat auch mit Resignation zu tun: Die Auseinandersetzung um die Verfügungsgewalt am öffentlichen Raum ist offenbar verloren und abgehakt. Und wenn Hucko ihre Sozionautik mit der Astronautik vergleicht, ist damit auch eine neue Stufe von sozialer Entfremdung ausgedrückt: Der Sozionaut geht im luftdichten Raumanzug seines bildungsprivilegierten Engagements durch den öffentlichen Raum und arbeitet pädagogisch daran, den Marsmenschen zu helfen, über eine andere Wahrnehmung Verhaltensänderungen zu realisieren (in wessen Interesse?).

Wohlverstanden: Es geht mir (*1954) nicht ums Besseres. Ich versuche bloss, den spannendsten Denkanstoss, den mir dieses *Café public* gebracht hat, auf den Punkt zu bringen: Mathis (*1959) ist eine Generation älter als Hucko und Hardliz. Sie hat von den siebziger bis in die neunziger Jahre die Kämpfe und Debatten um «autonomen Kulturraum» mitgemacht. Wenn die beiden jungen Kunstschaffenden dagegen einem aufklärerischen Idealismus das Wort reden, der aus der Sicht von damals wie Resignation und Entfremdung aussieht, dann heisst das auch, dass die Welt, in der man heute lebt, noch fertiger gebaut und definitiver fremdbestimmt ist, als es jene damals war. In der heutigen Welt bleibt offenbar – auch wenn man tapfer von Phantasien

und von Zukunft spricht – vor allem das alte Lied: «diu bant mac nieman vinden, / diu mîne gedanke binden.» (Freidank: «Bescheidenheit», 1229)

Oder geht es um anderes? Geht es um die Grenzziehung zwischen Kunst im öffentlichen Raum (als Schein) und Kulturpolitik (als verändernde Tat)? Hat diese Grenze sich zugunsten der Kunst verschoben? Wird das, was damals noch kulturpolitisch beeinflussbar war (oder schien) zunehmend zu Kunst (die gern und unverbindlich über den Ausbruch aus ihrem Sandkasten diskursiert)?

Oder wird diese Kunst am Ende zunehmend zum sozialtherapeutischen Rückzugsort, an den man mit der Behauptung flüchten kann, «kreativ» zu sein, wenn man vom psychiatrischen Zugriff bedroht wird? Warum hat die Art brut eigentlich längst nicht mehr die Bedeutung von sagen wir 1963, als Harald Szeemann Adolf Wölfli's Ruhm begründete («Bildnerei der Geisteskranken»)? Ist es, weil die heutzutage flächendeckend eingesetzten, geisttötenden Normalisierungsdrogen der Psychiatrie Art brut normalerweise verhindern? Oder ist es, weil das Feld der Kunst immer grösser wird und sie sich die damals noch ausgegrenzte Art brut unterdessen stillschweigend einverleibt hat? Übernimmt Kunst im öffentlichen Raum als kreativ gestaltete soziale Auffälligkeit in Zukunft tendenziell die Rolle der ehemaligen Art brut? Ephemere wie ein Windhauch, damit sie den Courant normal nicht stört?

Reaktion von Miko Hucko auf den Kommentar von Fredi Lerch

Lieber Fredi, ich finde es erschreckend, dass du meine Perspektive als «Resignation und Entfremdung» ansiehst. Tatsache ist, dass sich die Welt seit den 70ern verändert hat – was sich zuallerletzt daran zeigt, dass ich digital mit dir eine Diskussion aufnehmen kann. Und ja, sie ist in der Tat noch «fertiger gebaut» und «fremdbestimmter» als damals – und

mit einer weiterführenden Institutionalisierung der Kunst (wie das m.E. Muda mit dem Museum fürs Ephemere» fordert) stellen wir uns nicht dagegen, sondern spielen mit. Darum bin ich auf der Suche nach anderen Methoden, gegen diese Fremdbestimmung anzugehen – daher auch die obsessive Beschäftigung mit Regeln in der *Social Space Agency*. Das Perfide an Regeln ist ja oft, dass sie ungeschrieben und somit unbemerkt bleiben, und solange wir sie nicht zu Tage fördern, bleibt es schwierig, diese konstruktiv anzugehen und umzufordern. In diesem Sinne erachte ich eher deine Perspektive als eine nostalgische als meine eine resignierte – ich wünsche mir nämlich nicht die alte Zeit mit den klar definierten politischen Gegner_innen zurück, sondern versuche, im Hier und Jetzt Mittel und Techniken zu finden, mit denen sich in einem zweiten Schritt erst etwas verändert.

Weiter: «Der Sozionaut geht im luftdichten Raumanzug seines bildungsprivilegierten Engagements durch den öffentlichen Raum und arbeitet pädagogisch daran, den Marsmenschen zu helfen, über eine andere Wahrnehmung Verhaltensänderungen zu realisieren (in wessen Interesse?)». Die Metapher mit den Marsmenschen scheint mir ein wenig weit hergeholt, um dein Argument der Entfremdung zu unterstützen. Die Sozionautin geht eben gerade NICHT im bildungsprivilegierten Engagement durch die Strassen, sondern sucht das Gespräch mit Menschen aus allen Gesellschaftsschichten, um von ihnen über soziale Konventionen zu lernen. Die Verhaltensänderung oder neue Wahrnehmung dient (s.o.) vor allem der Erforschung und Bearbeitung unserer Normen und Regeln.

Wir leben in einer Welt, in der autonome Räume sich nicht mehr unbedingt im Materiellen finden lassen. «Einen Raum besetzen» heisst nicht zwingend, eine Skulptur (oft ziemlich phallisch) oder ein Museum (oft nicht mehr als das Alte konservierend, anstatt es neu / weiterdenkend) zu bauen. Einen Raum besetzen heisst vor allem, ihn mit einer Idee zu besetzen. Fast unser ganzer Stadtraum ist so durchbesetzt – und wir haben die Möglichkeit, diese Besetzung aufzubrechen.

Im Westen

Im Westen liegt die Zukunft von Bern.
Im Westen entstehen die Quartiere von morgen.
Im Westen wollte man eine Stadt bauen, wo bereits eine steht.
Im Westen liegen Bodenschätze und entstehen Luftschlösser.
Im Westen gibt es eine Kinostadt, wo neue Häuser verlassen aussehen.
Im Westen ist in den letzten zehn Jahren Weltarchitektur entstanden.
Im Westen, notieren wir: Flagship-Architektur, New Metropolitan Mainstream, Bilbao-Effekt.
Im Westen hocken die Anbieter in der Shopping Mall und essen Sushi neben Bonsaibäumchen, während man draussen auf keinen grünen Zweig kommt.
Im Westen stehen die Stadtplaner im Morast und merken, dass man nicht alles planen kann.
Im Westen liegen die Felder brach, werden Räume und Plätze und Leere profiliert.
Im Westen sind die Bäume zu klein, um raufzuklettern oder darunter Schach zu spielen.
Im Westen wird erst etwas wachsen, wenn sich die Leute den Boden zurückholen und ihn selbst bestellen.
Im Westen haben wir Drachen steigen lassen und an der Schnur des Drachens Papierfetzen.
Im Westen ist ein Lied, das alle mitpfeifen, aber sogleich verstummen, weil es falsch tönt.
Im Westen klingt wie ein Versprechen.
Im Westen suchen wir nach peripheren Kulturen und Mikrostrukturen, die nicht vom Zentrum her erschaffen, sondern verdrängt und zerstört werden.
Im Westen wird in fremden Sprachen gesprochen.
Im Westen zählen eigene Charakteristiken.
Im Westen wohnen und in der Stadt arbeiten.
Im Westen arbeiten und in der Stadt wohnen.
Im Westen leben nur wenige.
Im Westen fahren sie Autorennen in der Nacht.
Im Westen drehen Züge und Trams enttäuscht ab.
Im Westen verbindet man Plätze mit geraden Strassen und Bindestrichen.
Im Westen bleibt mehr als ein Fingerbreit frei vom öffentlichen Raum.
Im Westen gibt es ein Nutzungskonzept, doch wird der Platz von niemandem beansprucht.
Im Westen geschieht sehr viel, von der Bümplizer Chilbi über den Bümplizer Märli bis zum Kerzenziehen im Tscharnergut.
Im Westen hat noch nie eine Miss-Schweiz-Wahl stattgefunden.
Im Westen hört die Diskussion auf, und im Westen fängt sie an.

Patric Marino

Impressum
Feuille publique #1

Herausgeber: Le bruit qui court, Bern,
www.lebruitquicourt.ch,
mail@lebruitquicourt.ch

Konzept: Patric Marino, Andrea Portmann,
Niklaus Wenger

Autorinnen/Autoren: Daniel Blumer,
Miko Hucko, Fredi Lerch, Noëmi Lerch,
Patric Marino

Zeichnungen: Selina Reber

Gestaltung: B&R /
Noah Bonsma, Dimitri Reist, www.bundr.ch

Druck: Merkur Zeitungsdruck AG,
Langenthal

Auflage: 1000 Exemplare

Café public und *Feuille publique* sind Teil von *Le bruit qui court*. Kunst ganz öffentlich, einer Initiative der Kommission Kunst im öffentlichen Raum Bern. Die vor drei Jahren gegründete Kommission verfolgt die Strategie, mit temporären Kunstinterventionen ausgewählte Orte städtischer Entwicklungen zu begleiten. Sie fördert Kunst, die auftaucht und nach einer bestimmten Zeit wieder verschwindet. Das erste ihrer Projekte ist der im Oktober 2014 eröffnete fiktive Skulpturenpark *der Elefant ist da* auf dem Helvetiaplatz, von Muda Mathis, Sus Zwick und Fränzi Madörin. *Le bruit qui court* nimmt *der Elefant ist da* zum Ausgangspunkt für eine gezielte, publikumsorientierte Auseinandersetzung mit öffentlichen Räumen Berns und die Befragung des Potentials künstlerischer Interventionen.

«Ein Highlight ist eigentlich, dass es uns immer noch gibt.» Ein Gesprächsprotokoll

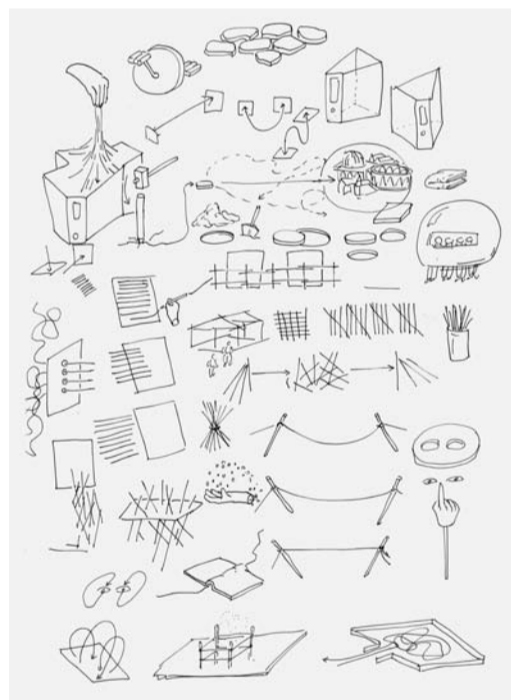
Leerstehende Räume, Provisorien, Brachen. Zwischennutzen, bespielen, gebrauchen, aneignen. Auf den Ort eingehen, sich mit künstlerischen Mitteln mit ihm auseinandersetzen. Das soziale Umfeld miteinbeziehen, lebendige Orte der Begegnung schaffen. Kosten tief halten. Welche Kompromisse ist man bereit einzugehen? Wie arbeitet man mit der öffentlichen Hand?

Das Gespräch findet in einer alten Fischerhütte am Egelsee statt. Altmodische Gardinen mit Häuschenmuster schmücken die Fenster, auf der Theke stehen Most und Chnoblöbrot. Draussen regnet es. Man sieht die Regentropfen auf dem See. Die Gäste tragen Gummistiefel, Regenjacken in grellen Farben. Manch einer trägt Bergschuhe. Die Pfützen auf dem Uferweg waren tief, jetzt sieht man den Schlamm auf den Stiefeln trocknen und ist froh, wieder drinnen zu sein.

Tische werden verschoben, Stühle gerückt, die alte Fischerhütte ist bald zum Bersten voll. Die eingeladenen Gesprächsgäste setzen sich in die erste Reihe. Blumensträuße schmücken das Podium, Margeriten, Löwenzahn, Wiesensalbei. Der Mann mit der Kamera stellt sie weg, damit man die Gesichter besser sieht. Die Moderatorin ergreift das Wort. Man öffnet die Reissverschlüsse der Regenjacken, füllt die Gläser nach, das Gespräch beginnt. Die Moderatorin begrüsst das Publikum zum Gespräch über kulturelle, künstlerische oder generell kreative Nutzung von öffentlichen Räumen.

«Machen die kollektiven Initiativen etwas, was der Staat eigentlich machen soll, oder machen sie nicht vielmehr eine andere Art von Politik? Wie ist eine Stadtentwicklung denkbar, die noch viel ausgeprägter auf solchen kollektiven Prozessen basiert?»

Rachel Mader, Moderatorin, Mitglied Kommission Kunst im öffentlichen Raum Bern



Protokoll (sic)

Sechs Initiativen aus den Städten Basel, Bern und Luzern sind eingeladen, und eine Stadträtin, welche die Perspektive der Politik im Publikum vertreten soll. Die Moderatorin spricht vom Boom der Initiativen, von Büchern wie »Stadt selber machen«. Von Ökonomisierung und Eventisierung des städtischen Raumes. Auch von Verdichtung und Smart Cities. Regen prasselt an die Fensterscheiben. Der Wasserspiegel des Egelsees ist in den letzten Tagen stark angestiegen. Jetzt schwimmt ein Schwan am Fenster vorüber, schaut in die Fischerhütte hinein wie ins Aquarium. Die Luft drinnen ist tüppig, die Initianten, hemdsärmelig, schwitzen jedes Mal, wenn sie das Wort ergreifen.

Ein junger Mann mit Gelfrisur und eng anliegendem Hemd erzählt vom Neubad, einer Zwischennutzung in Luzern. Im grossen Pool gebe es Veranstaltungen, in den ehemaligen Garderoben Ateliers für Künstler. Besonders die Beiz laufe gut. Auf der Terrasse mache man Urban Gardening, heute sei grad Setzlingsverkauf. Nur das liebe Geld, man sei halt nicht so flüssig.

«Dadurch, dass es kein Hallenbad mehr ist, sind jenste baulichen Auflagen auf uns zugekommen, die wir erfüllen müssen, Sicherheit, Sicherheit, Sicherheit, Gesetz, Gesetz, Gesetz usw. Alleine um beginnen zu können, haben wir über eine halbe Million [von den zur Verfügung gestellten Stiftungsgeldern] verbaut. Ein Highlight ist eigentlich, dass es uns immer noch gibt.»

Mario Stübi, Verein *Netzwerk Neubad*, Luzern

Das Wort wird weitergereicht an die Kollegin zu seiner Rechten. *RAST*, das war einmal eine nomadische Kulturplattform. Bis heute hätte man keinen Ort, es gehe um ein exploratives Spiel mit der Stadt. Vor allem machen, wozu man Lust habe, so das Erfolgskonzept. Workshops, zum Beispiel. Zum Thema Jassen, Arduino oder Film. Ein Festival zum Thema Hacking. Oder ein Theatertreffen. Über die Fragen der Moderatorin lacht die Kollegin laut, nein, mieten könne man sie nicht und Geld würde auch keines verdient. Wo das Geld fehlt, brauche es halt Leidenschaft.

Der nächste Initiant stellt ein Projekt vor mit dem Titel *transform*. Vor vier Jahren brachte es erstmals verschiedene Künstler in einem Hinterhof zusammen. Bis heute werden einmal im Jahr neue Künstler eingeladen. Der Ort wechselt, man will Punkte ausserhalb der Stadt beleuchten, die weniger im Bewusstsein sind.

«Wir sind der Meinung, dass wir mit der Kunst der Gesellschaft eine Idee einpflanzen können, dass an einem Ort etwas weitergetragen werden kann, wo plötzlich vielleicht ein neues Bewusstsein für einen Ort entsteht.»

Franz Krähenbühl, *transform*, Bern

Ausserhalb der Stadt, im Gjätt, setzt auch die vierte Initiantin an, das heisst in der Kiesgrube vom Weissenstein. Die sei lange abgesperrt gewesen, weil einst ein Kind ertrunken ist. Trotzdem sei die Grube Teil ihres Lebens geblieben, so die Frau mit einer Mähne wie ein Löwe, die in der Wir-Form spricht, als Kiesgrubenbewohner. Als die Kinder grösser und wild geworden seien, habe man zu ihnen sagen können: «Gang use. Gang id Grube.» Man habe gesehen, wie es den Kindern Freude macht, draussen zu sein. Alle erfreuten sich an diesem Dreck, an den Fröschen und Molchen. Die Stadt habe irgendwann einen Zaun bauen wollen, mit einem Tor, wozu die Kiesgrubenbewohner den Schlüssel hätten erhalten sollten. Man habe aber keinen Zaun gewollt, so die Frau. Sondern lieber ein Loch im Zaun. Das aktuelle Projekt befinde sich nun in einem Obstgarten, es trage den Titel *Wildwechsel*. Dort wolle man den Leuten vom Quartier die Möglichkeit geben, den Ort selber zu gestalten. Sie selber entscheiden zu lassen, ob sie zum Beispiel eine Rutschbahn wollen oder etwas anderes.

«Wenn man etwas zeitlich begrenzt, dann kann man mehr bewirken, weil den Leuten bewusst ist, dass sie nur jetzt mitwirken können und es nachher wieder vorbei ist.»

Sabine Tschäppeler, *Wildwechsel*, Bern

Vor der Fischerhütte beginnen die Abendvögel zu singen, jemand stellt seinen Ghettoaster auf den Fenstersims, berndeutscher Hip Hop dringt in den Raum.

Ein älterer Mann mit Namen Leibundgut stellt den Verein der alten Feuerwehr Viktoria vor. Das Wort Kaserne habe man bewusst gestrichen, so der Mann. Viktoria, das sage schliesslich auch etwas.

«Es ist klar: nur Zwischennutzung – aber im Hinterkopf kann man ja immer noch etwas Anderes haben.»

Manfred Leibundgut, Verein *Alte Feuerwehr Viktoria*, Bern

«Zwischennutzungen sind Teil einer Deeskalation, die uns vorgaukelt, dass wir einigermaßen selber bestimmen können.»

Almut Rembges-Dhraif, *bblackboxx*, Basel

Er reicht Blätter herum, wo der Aufbau des Vereins grafisch dargestellt ist. Heute sei man im Erd- und Untergeschoss der alten Feuerwehr quasi angekommen, stehe kurz vor dem Einzug, auf zweitausendsechshundert Quadratmeter mit achtzehn Projekten in fünfzig Räumen. Das Spektrum sei breit, es gebe soziale Netzwerke und Quartierarbeit, den YB-Fanclub, ein Raumteilungsprojekt, Raumsharing, aber auch Jungunternehmer, eine Kaffeeösterei, eine Ölmühle, eine Ingwerlikör-Herstellung, eine Schneiderei, eine Velowerkstatt, ein Eventbüro. Nicht zu vergessen das

Gastroprojekt und der Bioladen. Den FC Breitenrain und der Boxclub, für Männer und Frauen. Und das Malatelier und das Webatelier sowie die Kunst am Bau.

«Bei uns ist klar, dass wir einen Quartierbezug haben. Wir sind nicht ein Objekt, das irgendwo steht. Wir machen Nutzungen, die dem Quartier direkt etwas bringen.»

Manfred Leibundgut, Verein *Alte Feuerwehr Viktoria*, Bern

Hoffentlich gebe es bald auch Urban Gardening, sagt der Mann, und man sieht, dass ihm die Stadt quasi aus dem Kopf spriesst, man ahnt, da steckt viel Herzblut drin. Der Ghettoaster auf dem Fenstersims wird nochmals aufgedreht, die Veranstalter werfen sich fragende Blicke zu, man hebt die Schultern, was soll man machen.

Die letzte Initiantin hat bis anhin reglos auf ihrem Stuhl gesessen, jetzt stellt sie ihre Coladose auf den Tisch, schiebt die Ärmel zurück. *bblackboxx*, so laute der Projektname. Oder antirassistischer Kunstraum. Der Ort liegt in der Nachbarschaft des Empfangs- und Verfahrenszentrum in Basel. Das Verfahrenszentrum ist gekoppelt ans Ausschaffungsgefängnis, alles zusammen ein riesiger Komplex. Die Frau holt Luft, zögert. Es sei ganz gut, am Anfang keinen Plan zu haben. Sie hätten so in der Nähe des Empfangszentrums einen leerstehenden Kiosk übernehmen können, quasi als Künstleratelier.

«Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Kunst dort eine spezielle Kraft hat. Ich würde sagen, die Kunst hat immer die Aufgabe, in der Gesellschaft einen nicht verwertbaren Raum zu verteidigen. Gerade in der Nachbarschaft von einem solchen Zentrum, das auf Kontrolle und Charity aufbaut, hat Kunst eine starke Kraft. Die Asylsuchenden sind eingeklemmt zwischen Charity und Kontrolle. Und wenn dann Leute da sind, die etwas Anderes wollen, die einen Raum wollen, wo man einfach solidarisch ist, da hilft Kunst.»

Almut Rembges-Dhraif, *bblackboxx*, Basel

Nach drei Jahren habe die Stadt erst festgestellt, dass daraus eine Institution geworden sei. Die Moderatorin fragt nach dem Ort, nach seiner Konstitution, so am Rand der Stadt. In der Stimme der Initiantin schwingt Ungeduld, die sich in Zorn verwandelt, wenn sie davon spricht, wie überall auf der Welt die Gefängnisse ja ausserhalb der Wahrnehmung der Bevölkerung gebaut würden, damit niemand mitbekomme, was dort ablaufe. Sie von der *bblackboxx* hätten darum beschlossen, sich an einem solchen Ort niederzulassen, quasi als Gegenüberwachung. Am Anfang habe man noch gedacht, Empfangszentren, das seien humanistische Einrichtungen. Mittlerweile sehe sie das eher als moderne Konzentrationslager. Genauso wie die Bundeszentren, die nun kommen. Damit sei die Dringlichkeit, in der Nähe präsent zu sein, immer mehr gewachsen. Man sei aber kein Kollektiv, sondern eine Gemeinschaft, Teil der dortigen Park Community.

Die Worte der Frau sind ein starkes Plädoyer. Man könnte sie gut stehen lassen als Schlusswort, so dass sie noch lange nachhallen in den Köpfen des Publikums, in dieser alten Fischerhütte, an diesem regnerischen Sonntagnachmittag. Aber das Gespräch hat ja noch gar nicht begonnen, das war erst die Vorstellungsrunde. Also, das Gespräch muss noch entbrennen! Man plagt sich eine weitere halbe Stunde mit Begriffen wie Bewilligung, Behörden und Befristung, gerät sich mit Argumenten in die Haare, spricht über die Notwendigkeit von weniger Selbstkontrolle und verschränkt die Arme vor der Brust.

«Man muss halt auch ein bisschen kreativ sein, wenn es um das Rechtliche und um Bewilligungen geht und beispielsweise keine Nutzungsänderung passieren darf. Jetzt steht da an der Tür «Werkstatt». Da soll eine Küche reinkommen. Den Raum bezeichnen wir dann einfach als «Kochwerkstatt». Das ist jetzt ein bisschen ein gewagtes Beispiel.»

Manfred Leibundgut, Verein *Alte Feuerwehr Viktoria*, Bern

Schliesslich steht einer der Veranstalter auf und bittet den da draussen, er möge seine Musik etwas leiser machen, das Gespräch neige sich schon dem Ende zu. Später werden die Türen wieder geöffnet, es gibt Most und Chnoblöbrot. Der See, soviel ist durch den Türspalt zu erkennen, ist weiter angestiegen bis zum oberen Rand der Türschwelle.

Noëmi Lerch

Dieser Artikel ist eine Collage aus Gesprächsteilen, Berichten und persönlichen Interpretationen des *Café public #3*, das am Sonntag, 3. Mai 2015, im Clubhaus des Schosshalden-Ostring-Murifeld-Leists am Egelsee stattfand. Am Gespräch beteiligt waren Kollektiv *RAST* Julia Geiser, Bern), Franz Krähenbühl (*transform*, Bern), Manfred Leibundgut (*Alte Feuerwehr Viktoria*, Bern), Almut Rembges-Dhraif (*bblackboxx*, Basel), Mario Stübi (*Netzwerk Neubad*, Luzern), Sabine Tschäppeler (*Wildwechsel*, Bern), VertreterInnen aus der Politik und Rachel Mader (Moderation)

